

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Diözese Hochberg zur Zeit Karl Friedrichs

Ludwig, Albert

Heidelberg, 1911

7. Die Speziale

[urn:nbn:de:bsz:31-314761](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-314761)

gegen, so hat das für sie eine Vorbedeutung. Im leeren Mond feiern sie keine Hochzeit. Der Eichstetter Pfarrer fragt an, ob die zwei Bürger, welche wegen eines sonderlichen Verbrechens aus der Gemeinde ausgeschlossen wurden, insofern, daß sie zu hinterst in die Kirche treten sollten, solches zu tun aber nicht pariert, zur heiligen Kommunion zuzulassen seien, und erhält eine verneinende Antwort. Wenn sie nicht völlig zuriüdtreten würden, so müsse man sie durch den Stabbüttel oder andere Kommandierte dahin führen. Im Pfarrhaus von Sexau wurde verschiedene Male eingebrochen, die Täter sind nicht bekannt. Die Keppenbacher spinnen am Donnerstag nicht. Sie halten auch einen Viehfeiertag (Schauertag.*) In Denzlingen ist der häusliche Privatgottesdienst fast ganz unbekannt.

Es ist nicht ohne Interesse, daß der Dekan, der in seinem Bericht den da und dort herrschenden Aberglauben tadelt, selbst bemerkt, daß es im Pfarrhause in Bischofsingen spucken soll.

7. Die Speziale.

Der oberste weltliche Beamte des Hochberger Landes war der Obervogt oder Landvogt. An der Spitze des Kirchenwesens stand der Spezialsuperintendent, dessen Befugnisse einfacher waren, als der Titel vermuten läßt. Da Kirche und Staat in jener Zeit aufs engste verbunden waren, so hatten der Oberamtman und der Spezial — wie man den geistlichen Vorsteher kurz nannte — in vielen Anlässen gemeinsam zu entscheiden. Daher sind die meisten Erlasse der obersten Kirchenbehörde an das Oberamt und Spezialat gerichtet, und die Verfügungen der letzteren Instanzen ergingen „von Oberamts- und Spezialatswegen.“ Wenn die beiden Vertreter der weltlichen und geistlichen Regierung einig waren, so ging alles seinen wohlgeordneten Gang; waren sie verschiedener Meinung, so kam es zwischen ihnen geradezu zu Kompetenzstreitigkeiten, wie sie

*) Dieser Feiertag lebt jetzt noch in der Erinnerung des Volkes. Im Hanauerland nennt man die Holunderspitzen, ein Kinderspielzeug, „Schurtibüchsen“ oder „Pfuntibüchsen“ (Pfungsbüchsen?).

im Reichstag des heiligen römischen Reiches gang und gäbe waren.

Schon im Jahre 1689 beklagt Fecht in seiner Relation (G. L. A.) die Reibereien zwischen dem Amt und dem Spezialat, die besonders leicht eintraten, wenn der Defan nicht am Amtssitz wohnte. „Die Entfernung des Spezials vom Amt hat aber jeweils große Angelegenheiten und vieles Zanken zwischen den Amtleuten und Spezialen verursacht. Die Oberamtleute wollten die Leute nicht wegen kleiner Angelegenheiten hin und wieder sprengen, die Speziale klagten, man werde aller Orten mit Fleiß übergangen und alle geistlichen Sachen in weltliche Händel gezogen. . . Wodurch endlich geschehen, daß die Oberbeamten und Speziale wie Hund und Katze zusammengelebt; was der eine dem andern zu leyd tun und berichten können, das hat er nicht unterlassen. Was nun dieses für sauberen Nutzen in dem Kirchenwesen gegeben, ist leicht zu erraten.“ Auf beiden Seiten werde gefehlt. Die Speziale seien manchmal zu empfindlich, die Oberbeamten meinten, es läge in ihrem Belieben zu bestimmen, was sie den Spezialen mitteilen müßten oder nicht. „Die Papiſten haben darüber in die Faust gelacht, daß bei ihnen die geistlichen Sachen von den Geistlichen pure exclusis politicis (mit gänzlichem Ausschluß weltlicher Behörden) debattirt, bei uns aber die Geistlichen nicht einmal würdig geachtet werden, sie darüber zu hören.“ — Auch in Hochberg führte die Unklarheit des Verhältnisses der Kirche zum Staat je und je zu heftigen Kämpfen. Als der hochgebildete Oberamtsverweser Schloffer und der geistvolle Kirchenrat Sander sich über die Schulordnung nicht einigen konnten, kam es so weit, daß die beiden nur noch schriftlich mit einander verkehrten, und jeder von sich aus Anordnungen traf, die der andere rückgängig zu machen suchte oder einfach nicht beachtete. Sander empfand es schmerzlich, daß man den Spezial zu viel mit weltlichen Dingen belastete. „Wo man dem Spezial mit Liebe entgegensah, da sieht man ihn jetzt als Tyrannen an, der schärfer sei als der Oberamtman.“ Man mache den Pfarrern den Vorwurf, die Pfaffen mischten sich in alles, wo sie doch nur ungern die höheren Befehle ausrichteten. Wenn der Spezial die Hatzschiere (Gendarmen) ermahne, wozu er verpflichtet sei, so heiße es: „Die Pfaffen herrschen.“

„Wie muß es den Pfarrern gehen, die auf pflichtmäßige Befolgung der Bettelordnung dringen!“ Da heißt der Pfarrer der Bettlerhasser, der Bettlerfeind, der geistliche Bettelvogt, der geistliche Hatschier. So werden gerade die pflichttreuen Pfarrer das Ziel alles Hasses.

Auch Schlosser wünschte eine Aenderung des dermaligen Zustandes. Er glaubte, daß in der Einmischung der Geistlichen in die weltlichen Angelegenheiten die Ursache liege, warum das geistliche Amt auf den sittlichen und Nahrungsstand so unwirksam sei. Aber während der Kirchenrat von der Scheidung der staatlichen und kirchlichen Einrichtungen eine Besserung erwartete, verlangte Schlosser eine Erweiterung der Befugnisse des Oberamts. Die Entwicklung der Dinge drängte jedoch nicht zu einer innigeren Verbindung der Kirche mit dem Staat, ging vielmehr nach der entgegengesetzten Seite. Als Schlosser sich beschwerte, daß das Oberamt von den Synoden der Geistlichen ausgeschlossen sei, daß es mit dem Kirchen- und Schulwesen nichts zu tun habe, und daß die Einführung und Vorstellung der Pfarrer ohne seine Mitwirkung geschehe, antwortete der Kirchenrat in Karlsruhe: Da es sich bei den Synoden um Bestrafung der fehlenden Geistlichen, um Belehrung der irrenden, um Aufrichtung und Ermahnung der trostlosen und in Not stehenden, und um Beratungen über die Seelen-Sorge handle, so sei die Gegenwart eines weltlichen Beamten nicht förderlich; die Teilnahme des Oberamtmanns bei Vorstellung und Einführung der Geistlichen habe keinen Nutzen; die Kirchen- und Schulvisitationen würden durch Beiziehung des Amtsvorstands nur verteuert und erschwert. Nach der Synodalordnung von 1754 sollte ein deputatus, „namens Unserer“ den Synoden beiwohnen. Als die Speziale und die geistlichen Mitglieder des Kirchenrats Vorstellungen dagegen erhoben, erhielten sie zwar einen strengen Verweis*), aber tatsächlich wurden in der Folge die Synoden ohne einen weltlichen Abgeordneten des Landesfürsten abgehalten.

*) Den Spezialen wird darin gesagt: „Wir versehen uns zu dem einen und dem anderen, Ihr werdet Euch in den Schranken eures Amtes und des Uns und denen von Uns ausgehenden Verordnungen schuldigen Respekts und Gehorsams ins künftige zu halten Euch allewege sorgfältig erzeigen.“

An der Spitze der Hochberger Diözese standen die Spezialisten: Nikolaus Louis 1721—1748, Wagner 1748—1763, Sander 1763—1786, Godel 1787—1803 und 1807—1811, Johann Friedrich Nüßlin 1803—1807.

Von Nikolaus Louis heißt es in dem Bericht von 1717: „Daß der Mann schöne Studien hat, ist bekannt. Es fehlt ihm nicht an der deutschen Eloquenz (Beredsamkeit); doch merkt man ihm an, daß er kein geborener Deutscher ist.“ Rühmend wird von ihm hervorgehoben, daß er mit anderen Geistlichen monatlich einmal eine Uebung im Disputieren veranstaltete. Er war der Nachfolger des i. J. 1720 zum zweiten Stadtpfarrer nach Heilbronn berufenen Spezialisten Diez, „eines Mannes von guten geistlichen Qualitäten und rühmlichen Meriten.“ Sobald die Versetzung seines Amtsvorgängers bekannt wurde, richtete Louis, der damals Pfarrer in Mundingen war, ein Schreiben in französischer Sprache an den Markgrafen Karl Wilhelm. Er erinnerte darin den Fürsten an ein Versprechen, das er in Ausdrücken, „die mir die Bescheidenheit zu wiederholen verbietet“, ihm gegeben hatte. Daraufhin erfolgte seine Ernennung zum Spezialisten und zum Stadtpfarrer von Emmendingen. Auch das in überschwenglichen Ausdrücken gehaltene Dankschreiben ist in französischer Sprache abgefaßt. Louis, von Geburt ein Franzose, hat auch später das Deutsche nicht so gut beherrscht wie seine Muttersprache. Sogar in seinen Predigten entschlüpfen ihm französische Ausdrücke. Z. B. „Sans façon, mein Jesus, bleib ich treu.“ In seinem amtlichen Verkehr mit den Geistlichen seiner Diözese besleißigte sich dieser Spezialist einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit, die von dem damaligen Amtsstil angenehm absteht. Daß er streng auf Kirchenzucht hielt, geht daraus hervor, daß er bestimmte, gefallene Mädchen müßten im Gottesdienst ihre besonderen Stühle haben, die im Volksmund mit einem derben Wort bezeichnet wurden. Später wird diese Anordnung, die viel böses Blut machte und wohl wenig Nutzen brachte, wieder aufgehoben. Denn Karl Friedrich meinte, die Kirche sei ein Gotteshaus, kein Zuchtthaus! Am 28. Juni 1748 hat Louis „das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt.“

Das Spezialat wurde nun dem Pfarrer Franz von Thiengen angeboten. Dieser lehnte ab und blieb bei seiner

Weigerung, auch als man ihm drohte, ihn auf eine geringere Stelle zu versetzen. „Das hochfürstliche Haus“, so schrieb er, „hat mich armen Fremdling, der seinen Leib kaum bedecken konnte, schon vor 26 Jahren aus dem Staub erhoben und mir Unwürdigem das geistliche Hirtenamt anvertraut. Sollte Serenissimus mich in deterius translociren (auf eine schlechte Stelle bringen): ich bins zufrieden! Ich will lieber in Armut stecken, als wider mein Wissen und Gewissen ein Amt annehmen, das ich mir vor Gott und meiner höchsten Obrigkeit ohnklagbar zu versehen, nicht getraue.“ Ein aufrechter Mann! Schließlich wurde der Pfarrer H. C. Wagner von Langendenzlingen zum Spezial ernannt und erhielt zugleich die Stadtpfarrei Emmendingen. Von Wagner ist nicht viel zu berichten. Münch schreibt in der „Dorfheimat“ 1906, daß seine Einträge im Kirchenbuch sich durch die „mofantesten Notizen“ auszeichnen. Er war vorher Feldprediger, 1735—1748 Pfarrer in Denzlingen. Seine Berichte sind so unleserlich geschrieben, daß mehr Geduld dazu gehört, sie zu entziffern, als ich besitze. Er wurde deswegen öfters, allerdings vergeblich, ermahnt, sich einer besseren Schrift zu befleißigen. Auch erhielt er einmal einen Verweis, weil er sowohl gegenüber dem Oberamt als auch Serenissimo und seinem Collegio gegenüber die notwendige Ehrerbietung außer Acht ließ. Seine Gesundheit war nicht die beste. Im Jahre 1755 unterzog er sich, da seine Füße anfangen zu schwellen, einer mehrwöchentlichen Badekur in Maulburg. Solche Kuren gebrauchte man in jener Zeit häufig. Dies beweist der Umstand, daß das Gesangbuch ein Lied enthält, das „bei Bad- und Brunnenkuren“ gesungen werden sollte, und dessen zweiter und dritter Vers lauten:

Große Schätze kann dein Arm
In den Schoß der Erden legen:
Kalte Quellen machst du warm
Durch verborgenes Bewegen,
Daß oft ein Bethesda quillt,
Der die Not der Kranken stillt.
Deiner Hand war es nicht schwer,
Einen Brunn hier aufzuschließen,
Der von langen Zeiten her
Zur Gesundheit quellen müssen,

Und der dich, o Schöpfer, preist,
Daß du unbegreiflich seist.

Die Kur hatte bei Wagner offenbar guten Erfolg; denn er kehrte wiederhergestellt zurück. Aber nicht lange nachher, am 16. Oktober 1763 starb er nach viertägiger Krankheit an dem gleichen Tage, an dem der 90jährige Pfarrer Kieffer von Bahlingen die Augen schloß.

Da Pfarrer M y l i u s von Mundingen das angebotene Spezialat ausschlug, so wurde Pfarrer S a n d e r von Köndringen 1763 mit der Leitung der Diözese betraut. Doch blieb er nach seinem Wunsch Pfarrer seiner Heimatgemeinde. Nikolaus Christian Sander ist am 28. Februar 1722 in Köndringen als Sohn des Barbiers und späteren Landchirurgen J. C. Sander geboren. Wenn eine Angabe, die er 1785 in einem Bericht an Karl Friedrich macht, nicht einen Irrtum oder Schreibfehler enthält, hat er schon mit 14 Jahren im Waisenhaus in Halle als Informator die kleinen Abc-Schüler unterrichtet*). Dann studierte er in Straßburg Theologie. Im Jahre 1744 wurde er Diakonus an der lateinischen Schule in Emmendingen. In dieser Stellung verheiratete er sich 1746 in Thiengen bei Freiburg mit „der wohlgeborenen Jungfrau Augusta Bernhardina, des Herrn Heinrich Bosque, eines löblichen schwäbischen Kreises Regiments zu Fuß hochbestellten Oberstleutnants älterer Jungfer Tochter.“ Der älteste Sohn studierte Medizin, mußte aber wegen eines Lungenleidens von der Universität nach Hause zurückkehren, wo er bald darauf starb. Ein anderer Sohn wurde ihm durch den Tod entzogen, nachdem er in jungen Jahren nicht lange vorher Professor an dem Gymnasium illustre in Karlsruhe geworden war. Einer seiner Söhne war Amtmann in Emmendingen zur gleichen Zeit, als der Vater das Spezialat inne hatte. Einen guten Klang hat der Name desjenigen Sohnes, der sich der Theologie widmete, des Kirchenrats

*) Gothein hat wohl diese Aeußerung im Auge, wenn er schreibt, er sei unter A. S. Francke in die Pädagogik eingeführt worden. Da aber A. S. Francke 1727 gestorben ist, so kann es nur unter G. A. Francke, dem Sohn des bekannteren Waisenvaters geschehen sein. In der Liste der „Informatoren“ des Waisenhauses findet sich sein Name übrigens nicht.

Sander, der bekannt ist als Gründer der badischen Landesbibelgesellschaft und als Hebels Freund und Amtsgenosse.

Sander wurde schon mit 26 Jahren Pfarrer in Köndringen und erhielt damit die zweitbeste Pfarrei des Hochberger Landes, bei der — nach Fecht — „ein Pfarrer besser prosperiren kann, als einige der höchsten Bedienten meines gnädigen Herrn“. Im Jahre 1752 mußte ihm der Prälat von Schuttern par force ein prächtiges Pfarrhaus bauen, das nur die für den Bewohner wenig praktische Eigentümlichkeit hat, daß alle rechten Winkel vermieden sind: ein Sinnbild des für die Geometrie schwärmenden Zeitalters.

Sander erfreute sich in hohem Maße der Gunst des Landesherrn. Nachdem er 1768 den Titel eines Kirchenrats erhalten, hatte er von 1770 an das Recht, an den Sitzungen der Kirchenbehörde in Karlsruhe teilzunehmen, so oft es ihm beliebte. Er war ohne Zweifel auch einer der bedeutendsten Geistlichen der badischen Landeskirche, nach dem Urteil eines Zeitgenossen „außer in seinem Fach fast in allen Wissenschaften bewandert, ein Mitarbeiter der Berliner allgemeinen deutschen Bibliothek, und seine gelehrte Korrespondenz erstreckte sich bis nach Engelland.“ Von seiner Amtswirksamkeit wird öfters die Rede sein. Die Kämpfe mit dem Amtmann Schloffer trugen viel dazu bei, daß er des Spezialats müde wurde. Er bat 1786 um Enthebung von seinem Amt. Sie wurde ihm ungerne gewährt. Als Schloffer 1787 ebenfalls abging, um — wie er sich ausdrückte — eine Stelle zu erhalten, auf der er nur reden müßte, wenn er gefragt würde, forderte man Sander auf, das Spezialat wieder zu übernehmen. Er war dazu nicht mehr zu bewegen, seine Kräfte hätten wohl auch nicht mehr ausgereicht. Noch acht Jahr hat er sein Pfarramt verwaltet. Den letzten Eintrag im Köndringer Kirchenbuch schrieb er mit zitternder Hand im Januar 1794. Bald nachher, im Februar, ist er im Alter von 72 Jahren gestorben. Zwei Stiftungen: ein Kapital, aus dessen Zinsen Bibeln für die Armen angeschafft werden, und ein Acker, der einer Witwe zur Nutznießung überlassen wird, erhalten sein Gedächtnis in seiner Heimatgemeinde lebendig.

Sein Nachfolger als Spezial war Christian Bernhard Godel. Er war der Sohn eines Schuhmachers von Königsbach im Unterland. Karl Friedrich

ließ ihn studieren. Er wurde im Jahre 1769 Pfarrer in Eichstetten. Hier starb seine erste Frau, eine Schwester der Friederike Brion, die aus der Lebensgeschichte Goethes bekannt ist. Im Jahre 1772 herrschte in seiner Gemeinde ein großes Sterben. Ein „epidemisches Fleckfieber“, wie die Krankheit genannt wurde, forderte Opfer auf Opfer. Schon in den ersten sechs Monaten war die Zahl der Todesfälle noch einmal so groß wie sonst in einem ganzen Jahr. Der Totengräber war nicht imstande, allein alle Gräber zu machen. Und auch der Chirurgus hatte einen Gehilfen. Aber einen, den er nicht gern sah. Es war erklärlich, daß die Leute, an seiner Kunst verzweifelnd, ihr Vertrauen den Wunderdoktoren zuwandten, vorab dem Bogt von Neuershausen, der im Ruf stand, mehr zu wissen von den Heilkräften der Natur, als der gelehrte Doktor. Das Oberamt in Emmendingen verbot dem Bogt bei schwerer Strafe, im Dorfe sich sehen zu lassen. Also kam er des Nachts, oder die Leute kamen zu ihm. Aber seine Mittel halfen ebensowenig als die des Chirurgus. Woche für Woche reichte sich ein neues Grab an das andere. Da mußte der Pfarrer manchen zum Sterben vorbereiten. Auch seine eigene Frau. Die Hand wird ihm wohl gezittert haben (obwohl man es der Schrift nicht ansieht), als er folgenden Eintrag in das Totenbuch machte: Nr. 71. „Den 1. Oktober, nachts um ½9 Uhr, starb hier und wurde am 3. begraben: Frau Katharina Magdalena Brionin, deren Ehemann ich bin, Christian Bernhard Godel, Pfarrer allhier. Alt 25 J. 2 M. 5 Tage.“ — Es waren kleine Kinder da, von denen Godel später in seiner Lebensbeschreibung sagt, sie seien ihrer Mutter würdig. Er entschloß sich, den Kindern eine Mutter zu geben, und heiratete Salome Danzeisen, eine Eichstetterin. Acht Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau wurde er als Stadtpfarrer nach Emmendingen berufen. Im Jahre 1787 wurde ihm unter dem Titel eines Spezials die Leitung der Diözese übertragen, nachdem er vorher schon einige Zeit den kränklichen Spezial Sander in den Dekanatsgeschäften unterstützt hatte. Karl Friedrich ehrte ihn durch Verleihung des Titels „Kirchenrat“ und berief ihn 1803 als Stadtpfarrer nach Karlsruhe. Hier hat es ihm, wie es scheint, nicht gefallen. Er hatte, wie sein Kollege Hebel, Heimweh nach dem Oberland, und als 1807 die Pfarrei Emmendingen

wieder frei war, kehrte er aus der Residenz in die kleinere Hochberger Hauptstadt zurück, von seinen früheren Gemeindegliedern freudig empfangen. Nur noch vier Jahre konnte er an der ihm lieb gewordenen Stätte wirken, doch nicht mehr in alter Kraft und Frische. Er starb am 12. Juni 1811 im Alter von 68 Jahren.

Den von ihm selbst geschriebenen Lebenslauf schließt er mit den Worten: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast.“

Der Diakonus Ziegler, der ihm die Leichenrede hielt, sagte von ihm: „Es ist fast kein Teil der kirchlichen Verwaltung, in welcher er nicht durch seinen Scharfblick, durch seine Gabe der Deutlichkeit und Ordnung, durch seinen redlichen Eifer und durch Gerechtigkeit in Verbindung mit der reichsten Milde Fehlern vorgebeugt oder abgeholfen, viel Gutes erhalten und befördert und alles zum Besten gelenkt hätte. Er wandte die Geistesgaben, welche Gott ihm in reichem Maße verliehen hatte, weise an und erwarb sich durch seine Geschichte der Reformation, durch Predigten und durch eigene Gedichte, die den Geist des Patriotismus atmen, Achtung als Schriftsteller. Angenehm im Umgang, ein treuer Freund seiner Familie, ein zärtlicher Vater seiner Kinder, ein verträglicher Gatte, ein hilfreicher Menschenfreund, ein redlicher Lehrer, ein tätiger Christ.“ Auf dem alten Friedhof in Emmendingen, nicht weit von der Stätte, wo Cornelia Schloffer, Goethes Schwester, zur letzten Ruhe gebettet wurde, steht sein Grabstein mit folgender Inschrift:

Laßt uns bezeichnen sein Grab;
Er selber bedarf keines Denkmals.
Dankbar beweinen wir ihn:
Uns war der Vater auch Freund.

8. Die Pfarrer.

Es war in jener Zeit keine dankbare Aufgabe, Spezial zu sein. Von Sanders Streit mit Schloffer war oben die Rede. Aber noch aufreibender war der Kampf gegen den Schlendrian in den Gemeinden und gegen den Ungehorsam der Pfarrer. Schon im ersten Jahre seiner Amtsführung beklagte sich Sander über die mangelhafte Ausführung seiner Anordnungen. Man warf ihm vor, er sei zu streng und